

Sehr geehrte Damen und Herren,

Jürgen Meister hat Sie heute in sein beeindruckendes Atelier-, Seminar- und Galeriegebäude eingeladen. Er stellt seine Arbeiten aus, die in den letzten Jahren entstanden sind. Sie werden dabei – sofern Sie den Künstler aus früheren Ausstellungen her kennen – bekannte Sujets in ihrer Weiterentwicklung erkennen können. Doch davon später.

Eingebettet in seinen Skulpturengarten stellt sich dieser Raum in seiner Multifunktionalität dar: Er ist gleichzeitig das Atelier des Künstlers Jürgen Meister, ein Seminargebäude, in dem angehende Künstler und Eleven auf unterschiedlichen Stufen des künstlerischen Schaffens mit Beratung und Anleitung durch Jürgen Meister ihre künstlerischen Ausdrucksweisen weiterentwickeln und somit die Möglichkeit haben, sich in freier Form intensiv mit der Kunst auseinander zu setzen.

Wenden wir uns dem künstlerischen Werdegang Jürgen Meisters zu: 1953 in Gudensberg Kreis Fritzlar geboren, absolvierte er von 1969 bis 1972 eine Ausbildung zum Schriftsetzer, dem sich ab 1976 das Studium an der FH Köln, Malerei bei Prof. Karl Marx, anschloss. Seine Kunst übte er in Ateliers in Duisburg, in Düsseldorf und Neuss und in der Grevenbroicher Gegend aus. Seit etwa 10 Jahren hat er hier in Grevenbroich-Kapellen sein Domizil.

Ab 1971 sind zahlreiche Ausstellungen zu vermelden, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, allerdings möchte ich auf mehrere Ausstellungsbeteiligungen im Wilhelm-Lehmbruck-Museum in Duisburg seit 1976 besonders hinweisen.

Bemerkenswerte Arbeiten im öffentlichen Raum, Kunstpreise und Stipendien zeugen von der Bedeutung und der Schaffenskraft Jürgen Meisters.

Die Kunst Jürgen Meisters ist geprägt von Zeichen und Symbolen. Dass ihm Zeichen von besonderer Relevanz sind, hat sicherlich seinen Hintergrund in seinem früheren Beruf als Schriftsetzer. Zeichen sind für ihn dabei aber mehr als formale Verständigungsmittel.

Der Begriff Zeichen kommt aus dem Indogermanischen *dei* mit den Bedeutungen „hell glänzen“, „schimmern“ oder „scheinen“. Es wird im Althochdeutschen zu *zeihan* „Wunder“ oder „Wunderzeichen“ mit der Bedeutung, dass der irdischen Erscheinung eine höhere Macht zugrunde liegt. So deuteten die Menschen im Mittelalter Erscheinungen in der Natur, beispielsweise das Auftauchen eines Kometen, besondere Wettererscheinungen, aber auch besondere Veränderungen im Verhalten oder Aussehen von Menschen oder Tieren – *mithin* alles, was man zu der Zeit nicht erklären konnte – als Zeichen Gottes, das der Deutung harpte. Dazu gehörten auch Ahnungen oder Träume.

Jürgen Meister erzählte mir vor einigen Tagen eine interessante Geschichte:

Der Karakorum Highway ist eine internationale Hauptstraße, die Kaschgar in der Provinz Xinjiang (Westchina) mit Havelian im Nordwesten Pakistans verbindet. Bei seinen Reisen durch die zentralasiatischen Sowjetrepubliken ist Meister auf der nördlichen Route der Seidenstraße bis Osh im südlichen Kirgisien bis auf ein paar Kilometer an Kaschgar herangekommen.

Die Straße führt auf 1284 km durch landschaftlich und kulturell sehr vielseitige Gebiete, entlang der Gebirge des Pamir, Karakorum, Himalaya und teilweise des Hindukusch. Der Highway führt an verschiedenen Achttausendern vorbei, u. a. dem Nanga Parbat. Der höchste Punkt der Strecke wird mit 4733 m am Khunjerab-Pass erreicht, der die Grenze zwischen China und Pakistan markiert. Der Karakorum Highway ist somit die höchstgelegene Fernstraße der Welt. Er wurde von China und Pakistan zusammen in ca. 20 Jahren erbaut und 1978 fertig gestellt. Seit 1980 ist die Straße auch für Touristen geöffnet.

Jetzt soll dort durch ein riesiges Staudammprojekt ein weitläufiges Tal überflutet werden. In diesem Tal haben die Reisenden der Seidenstraße sehr viele einmalige Petroglyphen (Steinzeichnungen) hinterlassen. Da diese wertvollen Kunstzeugnisse untergehen werden, ist ein deutsches Forscherteam dabei, die Zeichnungen, die zum großen Teil der Induskultur zugeordnet werden, zu fotografieren und zu katalogisieren. Jürgen Meister war so beeindruckt von diesen Zeichen, dass er Adaptionen der Indus-Bilderschrift in seine Arbeiten aufgenommen hat.

Die einheimische Bevölkerung beobachtet argwöhnisch das Treiben der fremden Wissenschaftler. Sie verstehen deren Beweggründe nicht. Sie glauben nicht, dass es um Dokumentationen ihrer eigenen Kulturgeschichte geht und vermuten etwas geheimnisvoll Wertvolles in den Steinen. So sprengen sie die Findlinge, um darin das vermutete Gold oder Diamanten zu entdecken.

Sie verstehen nicht, dass das eigentlich Wertvolle die Zeichen sind, die uralte Form der Kommunikation, die bis heute fast 6000 Jahre überdauert hat.

Somit ist das Zeichen, die Kommunikation, Gold wert.

In seinem Aufsatz „Ikonographie und Ikonologie“ versucht Erwin Panowsky den Unterschied zwischen Sujet oder Bedeutung einerseits und der Form andererseits zu definieren. Er macht dies an einem Beispiel fest: Auf der Straße grüßt ein Passant einen Bekannten durch Hutziehen. Dieses Zeichen, formal nur eine Veränderung der Gesamterscheinung, ist im Allgemeinverständnis eine Form des höflichen Grüßens und dass man sein Gegenüber wahrgenommen hat. „Diese Form des Grüßens ist der abendländischen Welt eigentümlich und ein Überrest des mittelalterlichen Rittertums: Bewaffnete pflegen die Helme abzulegen, um ihre friedlichen Absichten und ihr Vertrauen in die friedlichen Absichten anderer kundzutun. Weder von einem afrikanischen Buschmann noch von einem alten Griechen könnte man die Erkenntnis erwarten, dass das Ziehen eines Hutes ein Zeichen der Höflichkeit ist.“

Die Kommunikationsfähigkeit von Zeichen setzt somit einen gemeinsamen kulturellen Hintergrund des Senders und des Empfängers voraus, um die damit einhergehende Botschaft entschlüsseln zu können.

Nach Ernst (Pragmalinguistik 2002) ist die Grundlage der Zeichentheorie der Grundsatz *aliquid stat pro aliquo* – etwas steht für etwas. „Ein Wesensmerkmal eines Zeichens ist demnach seine Stellvertreterfunktion: Ein Zeichen steht per definitionem für etwas anderes, es

ist also prinzipiell nicht selbstreferentiell.“ D. h. das Zeichen steht nicht für sich selbst sondern setzt sich in Beziehung zu einem anderen Sachverhalt, einem Hintergrund, einer Denkrichtung oder Philosophie. In diesem Denkbereich wird das Zeichen zum Symbol, wobei manche Deutungen Zeichen und Symbol gleichsetzen. Das Zeichen setzt sich somit vom Piktogramm ab. Letzteres steht für sich selbst und nicht für etwas anderes.

Zeichen sind wahrnehmbare Dinge (Schriftzeichen, Tonsignale etc.) „Was sie zu Zeichen macht, ist die vermittelnde (intermediäre) Stellung, die sie zwischen einem Objekt und einem Zeichenverwender, d. h. einer Person, einnehmen.“ (Reichenbach, Grundzüge der symbolischen Logik, 1999).

Komm wir nach diesem kurzen Exkurs zur Zeichentheorie zurück zu Jürgen Meister. In seinen Werken sind immer wieder „laufende Beine“ zu sehen. (So auch in seiner diesjährigen österlichen Botschaft in der Neuss-Grevenbroicher Zeitung). Dieses Zeichen hat der Künstler aus der ägyptischen Hieroglyphe mit der Grundbedeutung „kommen“ oder „gehen“ entwickelt. Er nennt es „kommen + gehen“. Zwar erkennen wir in diesem Zeichen eine Affinität zur Sprache oder zur Schrift, das Zeichen steht aber per definitionem für vieles andere.

Bei der Übergabe seiner Skulptur „kommen + gehen“ an die Stadt Eschede 1996 (die Skulptur ist 5,5 m hoch, Eichenbalken tragen einen 6,5 t schweren Findling) fand die Laudatorin Tanja Wucherpfennig auch in Bezug auf den Standort (Bahnhofsvorplatz) Assoziationsketten zur Entwicklung des Ortes und des Kommens und Gehens der Reisenden. Sie sagt weiter: „Das Objekt „kommen + gehen“ sucht den Dialog mit dem Betrachter. Damit wird es der Intention eines Zeichens als Ursprung der Verständigung und Kommunikation gerecht. D. h. aber auch, der Betrachter ist gefordert, sich emotional und rational mit dem Objekt zu beschäftigen.“

Um eine gewisse Vorstellung von der Skulptur zu bekommen, möchte ich Sie auf die Skulptur hier auf dem Hügel in Jürgen Meisters Skulpturengarten verweisen. Sie zeigt Parallelen zur vorgenannten auf, ohne natürlich deren Monumentalität zu erreichen.

Die starke Anmutung der anthropomorphen Figur „kommen + gehen“, ihre Verknappung, Reduziertheit und Offenheit und natürlich auch die Qualität ihrer künstlerischen Ausformung waren auch für den Ankauf einer Plastik Meisters durch das Wilhelm-Lembruck-Museum, Europäisches Zentrum moderner Skulptur, Duisburg, im Jahr 1997 ausschlaggebend.

Zurück zur Ausstellung: Bereits auf der Einladung haben Sie ein Tableau von Bildern, die „kommen + gehen“ in vielfältiger Form interpretieren, zur Kenntnis genommen. Sie finden dieses Tableau hier in der Ausstellung in etwas anderer Zusammenstellung wieder. Im Vergleich zu früheren ähnlichen Bildern und Zusammenstellungen – ich denke hier an die Ausstellung in der Stadtgalerie Lünen 1985 – sind die kommen + gehen-Interpretationen heute malerischer. 1985 waren sie eher graphisch angelegt. Dazu ein Zitat, das Jürgen Meister besonders gefällt: „Allein um der Farbe willen ließe es sich ewig leben“ (Elias Canetti).

Die Intention der Bildsprache Jürgen Meisters ist auf die Assoziation des Betrachters gerichtet. Nach Meisters Aussage soll seine Kunst erzählen und das in einer non-verbalen Art, die Freiräume für die Phantasie des Betrachters offenhält. Von daher ist eine Interpretation in Form der klassischen Kunstbetrachtung fehl am Platz.

Vielmehr sind die archaischen Zeichen mehrdeutig und entziehen sich somit der Eindeutigkeit, wenngleich die Begrifflichkeit „kommen+gehen“ als solche allgemeinverständlich ist. Sie ist „Metapher für das Leben, für die gesamte Bandbreite des Seins“ (Wucherpfennig 1995).

Dies erschließt sich dem Betrachter, wenn er bereit ist, sich zu öffnen, zu verweilen und sich kontemplativ mit der Bildsprache des Künstlers zu befassen. Nach Willi Baumeister in seinem Werk „Das Unbekannte in der Kunst“, Stuttgart 1947, ist die Malerei die Kunst des Sichtbaren. „Vom Standpunkt des Malers aus ist die Malerei die Kunst des Sichtbarmachens von etwas, das durch sie erst sichtbar wird, vorher nicht vorhanden war und dem Unbekannten angehörte. ...Die Reinheit des Sehens, besser des Schauens, übermittelt die Eigenkräfte der Malerei, die sich auf der Bildfläche ausbreitet. ...Die gemalte Fläche zeigt durch die Gestaltung mit künstlerischen Mitteln ein stummes Schauspiel, ein Drama der Farben und Formen, der Linien, der Kontraste, Beeinflussungen und Beziehungen.“ (S. 25 ff.)

Meine Damen und Herren, tauchen Sie nun ein in die Welt von Jürgen Meister und lassen Sie Ihrer Phantasie und Entdeckerfreude freien Lauf.

Dieter Reich